

dot
books

**CHRISTINE
GRÄN**



**WEISSE
STERBEN SELTEN
IN SAMYANA**

DER ERSTE FALL FÜR ANNA MARX

Anna sah ihn an, und er las ihre Gedanken: Er, Mmusi, war ein Lenowo.

»Die Weißen, Frau Marx, sie spielen auch ihre Rolle hier. Wir haben die Südafrikaner, die noch viel lernen müssen, die Engländer, die ihre Überlegenheit diskret verinnerlicht haben, und die Europäer, die sich nach und nach in ihre Rolle hineinfinden. Frau Hellmann hat sich vielleicht nicht ganz an die Spielregeln gehalten, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

Anna hatte ein bißchen verstanden. »Ist sie vergewaltigt worden?«

Einfache Logik, dachte Mmusi. Weiße Frau reicht Schwarzem kleine Hand, und er vergewaltigt sie. »Schwer zu sagen. Sie hatte Geschlechtsverkehr im Verlauf dieses Tages, ob mit oder ohne Gewaltanwendung, ist nicht festzustellen. Übrigens ... ähem... nicht mit dem Ehemann. Sagt er jedenfalls.«

Er sah Annas kühlen, abschätzenden Blick und überlegte nicht zum erstenmal, daß man Frauen barfuß, schwanger und hinter dem Herd halten sollte. Jedenfalls nicht mit ihnen über solche Dinge reden. Er war ein altmodischer Mensch.

»Frau Hellmann trug eine Art Kimono, als man sie fand, und einen Slip darunter, sonst nichts. Sie muß ihren Mörder eingelassen haben. Aber sie führte, wie der Ehemann sagt, ein sehr offenes Haus, empfing viele Besucher. Es wimmelt von Fingerabdrücken, aber nichts, was uns im Moment weiterhilft.«

Er zündete sich seine kalt gewordene Zigarre an. »Ich nehme an, in Frankfurt oder London oder New York werden täglich Frauen umgebracht, aber hier in Basuto, die Stadt ist ja nicht besonders groß, hat das eine Welle von Hysterie hervorgerufen. Rassistische Tendenzen kommen an die Oberfläche. Wir werden laufend von Frauen angerufen, die sich von irgendwelchen Schwarzen bedroht fühlen – und sei's der Hausboy, den sie seit Jahren kennen. Die südafrikanischen Zeitungen haben die Geschichte natürlich entsprechend ausgeschlachtet. Als ob die nicht vor ihrer eigenen Haustür kehren könnten.«

Ein nervöser Polizist trat ein. Mmusi sprach kurz mit ihm und wandte sich an Anna: »Ich muß leider weg. Kann ich sonst noch etwas für Sie tun?«

Anna schaltete das Tonband ab. »Ja, natürlich. Ich würde morgen früh gern mit Beauty reden, dem Gärtner. Meinen Sie, daß das möglich ist?« Strahlendes Lächeln.

Er überlegte einen Moment. »Na gut, aber ich muß dabei sein. Kommen Sie morgen früh um neun in mein Büro. Dann fahren wir gemeinsam ins Gefängnis.«

Zu nachtschlafender Zeit, dachte Anna, bedankte sich aber überschwenglich. Er blieb sitzen, während sie ging. Ein prächtiges Weib, dachte er, der Stolz jedes Mannes. Seine Frau, ebenfalls von beträchtlichen Ausmaßen, war alt geworden in letzter Zeit, die Stattlichkeit war aus dem Leim gegangen. Er dachte an Jean, die weiße Studentin in Oxford, seine einzige weiße Frau. Schön war sie nicht gewesen, viel zu dünn, aber von unendlicher Energie im Bett. Ob sie alle...? Eine warnende Stimme. Er saß, wo er saß, nicht nur, weil er ein Lenowo war. Er war auch ein unvorsichtiger Mann. Sie hatten ein wenig Angst vor ihm, die da oben, und sie hielten ihn klein. Dieser dumme Mord gab Grund, ihn unter Druck zu setzen. Mmusi erhob sich schwerfällig von seinem Plastikstuhl, nahm den Spazierstock aus Ebenholz und machte sich auf zur Audienz beim Innenminister.

Kapitel VI

Anna sah, was ihr sonst selten gelang, dezent aus. Sie trug das schwarze Seidenkleid, das die Verkäuferin als »figurumspielend« bezeichnet hatte. Die Haare waren zu einem dicken Zopf geflochten und das Make-Up dezent aufgelegt. Schmuck trug sie nie, nur die Platinuhr, die sie in einem Anfall von Größenwahn in Frankfurt gekauft hatte. Natürlich hatte sie vergessen, eine passende Abendtasche mitzubringen, aber sie war ohnehin keine Perfektionistin. Schließlich sind wir hier im Busch, dachte sie und nahm die braune Ledertasche, die sie einmal im Monat ausleerte, wenn das Gewicht fünf Kilo überstieg.

Gebbels hatte sie pünktlich abgeholt und war entspannter, herzlicher als mittags. Seine Frau, die das schmiedeeiserne Tor persönlich aufmachte, sah so gesund und wohlgenährt aus wie ihr Mann, sprach den gleichen bayerischen Oberklassenakzent. Sie scheuchte zwei Dobermänner weg, die Anna angst machten, und führte sie über einen gepflegten Kieselweg durch den riesigen Garten zum monumentalen Bungalow. Im Laternenlicht glitzerte ein Swimmingpool. Die leben hier vielleicht... dachte Anna neidisch.

Innen war das Haus ziemlich protzig, überladen mit afrikanischem Kunsthandwerk. Anna sah auf den ersten Blick, daß sie viel zu fein angezogen war. Sie sah auch, daß die um die Hausbar versammelte Gruppe sie abschätzend bis feindselig ansah. Der Hausherr übernahm die Vorstellung und begann mit einem mausbraunen Mann: schütterere Haare sorgfältig über die kahlen Stellen gekämmt, Goldbrille, die Hose und das taillierte Hemd um eine Spur zu eng: Dr. Klaus Biele, Berater im Wirtschaftsministerium, Unterstaatssekretär, ranghöchster Experte in Samyana. Das ist so wie bei uns, zum Namen brauchste Titel und Funktion, damit du mit dem Menschen was anfangen kannst. Anna lächelte, und Dr. Klaus Biele lächelte zurück: »Wir freuen uns immer, wenn neue Frauen nach Basuto kommen.«

Der Glatzköpfige neben ihm, Ernst Moltke, Finanzministerium, war mindestens 10 Jahre älter und teilte ein säuerliches Lächeln aus. Seine Frau hatte zu viel Make-Up über die Falten geschmiert. Die sucht nicht nur eine Story, die sucht auch einen Mann, dachte Frau Moltke. Sie übersah nicht, daß das dezente Schwarze leicht zerknittert war, und notierte befriedigt einen Minuspunkt.

Bernhard Streusemann, Diplom-Landwirt und im Landesinneren sein beträchtliches Salär verdienend, sah aus wie ein holsteinischer Bauer, seine Frau wie seine Zwillingsschwester. Er hatte nichts für Journalisten übrig, das Dolce vita in der Hauptstadt, seine Kollegen, deren Projekte. Er kam sowieso nur nach Basuto, wenn es unbedingt nötig war. Die Begrüßung war knapp.

Anna wandte sich der Familie Braun zu, beide Lehrer, sie ohne Arbeit, er im Erziehungsministerium. Noch ziemlich jung, Anna schätzte sie um die 30. Ina Braun sah

nicht hübsch, aber irgendwo attraktiv aus, mit schwarzem Pagenkopf und spitzem Faunsgesicht. Ihr Mann war nicht Annas Typ: sehr dünn, die braunen Haare fielen ihm über die Nickelbrille, und er trug einen Ohrring. Aber beide waren sehr freundlich. Hans Braun sah sich als Intellektuellen und als solchem waren ihm Journalisten, soweit sie nicht von *Bild* kamen, angenehm.

Der mit Abstand attraktivste Mann kam als letzter dran: Rainer Schöne. Anna schätzte ihn um die 40. Er war mit dieser sorgfältigen Lässigkeit gekleidet, die viel Geld kostete. Seine schwarzen Locken waren ein wenig zu lang, aber die veilchenblauen Augen standen im wirkungsvollen Kontrast zum gebräunten Gesicht. Und er schien es zu wissen. Schöne war Oberarzt am Städtischen Krankenhaus. In seiner Rechten hielt er einen mindestens dreistöckigen Whisky. Entweder war er kurzsichtig oder leicht betrunken. »Frauen sind uns immer willkommen.« Er verbeugte sich vor Anna mit ironischer Geste. Sie fühlte sich sofort verlegen und fummelte in ihrer überfüllten Handtasche nach einer Zigarette. Gebbels drückte ihr einen Drink in die andere Hand. Da stand sie nun und hielt sich an beidem fest.

Von Essen war noch nichts zu sehen. Anna näherte sich Frau Moltke, die abseits stand und nicht so feindselig aussah. Sie hatte jene Art von Falten, die vor Unzufriedenheit schrien. So leicht anzupfen wie ein Bierfaß: »Wissen Sie, seit über 20 Jahren ziehe ich mit meinem Mann von Land zu Land. Irgendwann sieht alles gleich aus: die schmutzigen Städte, die armseligen Leute, die großen Häuser, in denen man nie heimisch wird. Und dann der Ärger mit dem Personal. Vielleicht beneiden Sie mich darum, daß ich keine Hausarbeit mache (UND WIE), aber Sie können sich gar nicht vorstellen, welchen Ärger man mit diesen Leuten hat. Sie klauen, sie lügen, sie lernen nie. Manchmal glaube ich, daß sie es mit Absicht machen. Mein Mann sagt immer, die sind unflexibel, aber ich glaub das nicht. Da steckt System dahinter, die hassen uns. Anna ist das erste Opfer hier. Ach, Sie heißen ja auch Anna. Was für ein merkwürdiger Zufall.«

So merkwürdig auch wieder nicht bei diesem Allerweltsnamen. »Hatte Frau Hellmann denn auch Ärger mit dem Personal?« fragte sie scheinheilig.

Herr Moltke, der den Dialog mißtrauisch beobachtet hatte, griff ein. »Ach, wissen Sie, über Tote soll man nicht schlecht reden, aber sie war schon eine blauäugige Linke. So nach dem Motto ›Alle Menschen sind Brüder‹, wissen Sie, und von Tatsachen ließ Anna sich niemals beirren. Man stelle sich vor, sie duzte das Personal, das mit am Tisch saß. Wohin soll das führen?«

Ja, wohin. Anna beobachtete fasziniert die Schweißperlen auf Moltkes Glatze. »Und ihr Mann, wie stand der dazu?«

Wer kommt schon gegen emanzipierte Weiber an, dachte Moltke und dankte dem lieben Gott, daß seine Frau zwar dumm, aber dafür auch nicht anstrengend war. »Ach, wissen Sie, der Jochen ist auch kein konservativer Mensch, in unserem Sinne. Gesagt hat er dazu wohl nichts. Aber Jochen arbeitet schließlich hier auf Regierungsebene. Da hat er auch gesehen, daß hier nur mit Wasser gekocht wird und nicht mit der Suppe der Brüderlichkeit.«

Anna, den Bauch voller Nüsse, sonst gab's wohl nichts zu essen, war von all den Cocktails, die man ihr in die Hand gedrückt hatte, reichlich benebelt. Ina Braun, die Frau mit dem Faunsgesicht, sprach sie an: »Ich finde nicht ganz fair, was Ernst da über Anna sagt. Wir waren befreundet, und ich habe sie besser gekannt als die anderen. Anna war eine

starke Persönlichkeit, den meisten Menschen unheimlich. Sie werden noch viel Widersprüchliches über sie hören, Frau Marx, aber da Sie wenigstens eine Frau sind, hoffe ich, daß Sie ein halbwegs zutreffendes Bild von ihr zeichnen und nicht eines, das von den Ängsten der Männer geprägt ist.«

Ihre Stimme war sehr laut geworden, und die anderen hatten aufgehört. Hans Braun grinste beifällig, aber die anderen sahen betreten aus. Fand Anna Gebbels Stimme klang begütigend: »Nun Ina, keiner von uns ist daran interessiert, Anna posthum zu diskreditieren. Ich bin überzeugt, daß Frau Marx hier fair zu der Toten, und, was auch nicht ohne Bedeutung ist, fair zu den Lebenden ist. Wir müssen alle damit rechnen, im *Wochenmagazin* zitiert zu werden.« Die Warnung war nicht zu überhören, alle schwiegen plötzlich. Frau Gebbels bat zu Tisch, in den »Salon«, und sie platzierte Anna zwischen Ina Braun und Klaus Biele. Rainer Schöne setzte sie ans untere Ende, neben sich, um ihn unter Kontrolle zu halten, wie Anna glaubte.

Der schwere Eichentisch war beladen mit kalten Platten, und Anna verwünschte die Nüsse im Bauch. Gebbels dozierte über die Qualität südafrikanischer Weine, und Biele füllte ihr Kristallglas: »Das wichtigste in den Tropen ist eine widerstandsfähige Leber.«

Biele war ein angenehmer, amüsanter Tischnachbar. Anna lachte viel, trank zuviel, aß zuviel. Während der Kaffee serviert wurde – deutscher Bohnenkaffee, wie die Gastgeberin versicherte –, fragte Anna ihn, wieso er ins Ausland gegangen sei.

»Weil ich schwul bin, liebe Frau Marx.« Max Gebbels gegenüber zuckte zusammen. »Daß du das auch immer wie ein flammendes Schwert vor dir hertragen mußt.«

»Ich habe ihr auf eine einfache Frage eine einfache Antwort gegeben.« Die anderen sahen Anna erwartungsvoll an, als ob sie nun was Passendes sagen müßte wie »Ich habe keine Vorurteile gegenüber Homosexuellen« oder »Ich hoffe, Sie stecken mich nicht mit AID S an« oder so was. Aber ihr fiel wirklich nichts dazu ein, außer, daß sie es schon geahnt hatte. Ihre Reflexe-Brust raus, Bauch reinwaren nicht in Funktion getreten.

Biele legte ihr ein Stück Schwarzwälder Kirschtorte auf den Teller und alles in Anna schrie »Nein«. Und sie aß doch. »Ich bin«, sagte Biele, »in aller Bescheidenheit ein brillanter Ökonom, aber bei meiner Veranlagung hätte ich zu Hause kaum Karriere gemacht, nicht in einem konservativen Beruf. Oder ich hätte mich ekelhaft verstellen müssen, so was schafft man nicht auf die Dauer. Also bin ich ins Exil gegangen, das ja erfreulich gut honoriert wird. Hier ist man toleranter, die Afrikaner haben nicht eine so verkrampte Einstellung zur Sexualität wie wir.«

»Sie sind nicht toleranter als wir, sie wachsen einfach nicht mit den Tabus auf, die wir von Kindheit an eingetrichtert bekommen.« Das kam von Hans Braun. Der Ton war oberlehrerhaft. »Für Afrikaner gehört Sex zum Leben wie Essen und Trinken. Das Wort »Liebe« gibt es zum Beispiel in der hiesigen Sprache gar nicht. Wenn man sich zusammentut, dann aus wirtschaftlichen Gründen, oder weil Kinder da sind oder die Eltern die Verbindung arrangieren. Alles, womit wir den Sex beladen – Liebe, Treue, Ewigkeit–, kennen die hier überhaupt nicht.«

Frau Gebbels sah unbehaglich aus. Frau Moltke stocherte wütend in der Torte.

»Ich finde das schamlos, wie die schwarzen Mädchen sich hier wegwerfen und dann noch an weiße Männer. Und die vielen unehelichen Kinder hier, die finden sie wohl auch

in Ordnung. Schamlos sind die hier, jawohl.«

Nach dem Gesichtsausdruck ihres Mannes zu schließen, hatte der eine andere Meinung von den losen Mädchen in Basuto, gab aber keinen Kommentar dazu ab.

»Wenn die hier die Pille nehmen würden und es keine Geschlechtskrankheiten gäbe, hätten wir hier ein Sexualparadies«, warf Schöne ein, die giftigen Blicke der Hausherrin ignorierend.

»Dr. Schöne arbeitet an einem Bevölkerungsplanungs-Projekt«, erklärte Gebbels entschuldigend.

»Er plant, und die Bevölkerung nimmt zu.« Schönes Stimme schlurrte schon ein bißchen.

Der Landwirt mischte sich zum erstenmal ins Gespräch: »Das dürfte jedem Kind klar sein, daß ihr nicht innerhalb von fünf Jahren mit ein paar Kursen über Empfängnisverhütung und Gratispillen die Geburtenrate senkt. So lange es hier, und das gilt für fast alle Länder der Dritten Welt, so lange es hier kein soziales Netz gibt, keine Versicherung im Alter – so lange sind doch die Kinder die einzige Altersvorsorge. Je mehr man davon hat, desto besser. Das mag in Basuto, wo die alten Familienstrukturen sich leider auflösen, anders sein als bei uns auf dem Land. Da kommt ihr Hauptstadt-Experten ja selten hin. Bei uns hat der Bauer nichts weiter als sein Stück Land, die Familie als Arbeitskräfte, sein Vieh als ›lebende Sparkasse‹. Und dann kommt so ein geschniegelter Beamter aus der Stadt und erzählt diesem Bauern, er dürfe nur zwei Kinder haben statt sieben oder zehn. Und der Bauer sagt: ›Aber was ist, wenn diese zwei Kinder sterben oder in die Stadt ziehen, wer versorgt mich dann im Alter?‹ Die Regierung? Nee, Rainer, da müßt ihr euch schon was Besseres ausdenken. Und haltet den Papst raus aus Afrika. Der pufuscht euch Baby-Planern auch ganz schön ins Handwerk.«

Anna fragte sich, ob es der viele Alkohol war, der die Stimmung am Tisch plötzlich gereizt werden ließ.

»Und du meinst, nur du in deinem Musterdorf erkennst die Probleme.« Schönes Stimme klang scharf. »Du meinst, wenn du da draußen Brunnen baust und Saatgut verteilst und einen Traktor ranschaffst, verbesserst du so großartig ihr Leben. Nicht, mein lieber Bernhard, wenn der Bauer sein bißchen Land und Vieh auf acht Kinder verteilen muß und die Familie so von Generation auf Generation ärmer wird, bis das Land schließlich keinen mehr ernährt.«

»Der Wettkampf zwischen Storch und Pflug«, sagte Frau Gebbels. Sie hatte den Satz irgendwo gelesen und fand ihn schön. »Aber Kinder, streitet euch nicht, unseren Gast interessiert das nicht.«

Anna lächelte beschwichtigend. Sie war so vollgeessen, daß sie sich kaum noch bewegen konnte, Biele bot ihr an, sie ins Hotel zu fahren, und sie nahm dankbar an. Sie gingen als erste, Frau Gebbels hoffte inbrünstig, daß die anderen bald folgen würden. Abschiedsfloskeln. Die Dobermänner kläfften. Der Himmel war von bedrohlicher Schwärze. Es war jetzt angenehm warm.

»Die Weißen in Afrika«, sagte Biele im Auto, »sind eine sonderbare Rasse. Sie werden es heute abend gemerkt haben, sie beziehen immer extreme Positionen. Da gibt es die Rassisten, die immer Anschauungsmaterial und Argumente finden. Dann haben wir die